

# Bei den Wolgadeutschen in Brasilien

von Pastor W. Heeren

In seinem Erinnerungsbuche „Deutsch-evangelisches Leben in Brasilien. Erinnerungen und Erfahrungen eines ehemaligen brasilianischen Diasporageistlichen“ (Verlag Karl Kaupisch, Leipzig) brachte der Verfasser folgende anschauliche, wenn auch etwas herbe Schilderung des Lebens Wolgadeutscher Kolonisten in Brasilien, die er vor vier Jahrzehnten besuchte.

.... Wir haben Deutsche vor uns, welche um die Mitte des vorvorigen Jahrhunderts aus Mittel- und Süddeutschland auswanderten und sich im südlichen Rußland im Gouvernement Saratow ansiedelten. Sie waren auf Bitten der russischen Regierung, welche deutsche Ackerbauer wünschte, gekommen und mit bedeutenden Vorrechten ausgestattet worden. Diese Vorrechte sollten ihnen nach ihrer Aussage vor jetzt zwanzig Jahren genommen oder gekürzt werden. Daher beschlossen sie, auszuwandern. Lieber Bedrückung in Glaubenssachen hatten sie damals noch nicht zu klagen gehabt. Auf den fruchtbaren Steppen der Wolganiederung waren sie ohne schwere Arbeit zu einem gewissen Wohlstande gelangt und hatten sich zum Teil an Bequemlichkeit und Wohlleben gewöhnt.

Die Einwanderung der Deutschrussen sollte für unseren Staat den Anbruch einer neuen Zeit bedeuten. Die großen Hoffnungen wurden jedoch zu Wasser. Von den erwarteten 20 000 kamen nur etwa 3000 evangelische und zum geringen Teile katholische Einwanderer, und auch diese blieben nicht alle. Die Ursachen des Mißlingens dieses großen Siedelungsunternehmens sind diesmal nicht bei der brasilianischen Regierung, sondern bei den Deutschrussen zu suchen. Von der Welt mehr als hundert Jahre abgeschlossen, hatten sie in Rußland evangelischen Glauben und deutsche Sprache zwar treue bewahrt, waren aber in vielen Dingen unwissend und dabei von einer Starrköpfigkeit, die jede Belehrung zurückwies.

Bei ihrer Ankunft rieten ihnen erfahrene Leute, um jeden Preis von der Regierung Waldboden zu verlangen. Ihre stete Antwort lautete, man sollte doch ihnen nicht mit guten Lehren über Ackerbau kommen. Sie wollten „Steppe“ haben, weil sie an deren Bearbeitung von früher her gewöhnt wären. Leider übersahen sie dabei völlig, daß nicht jeder Boden, auf welchem hohes Gras wächst, deshalb schon fruchtbare Wolgasteppe ist. Der Provinzialregierung war dieser Eigensinn sehr nach Wunsch. Einige der herrschenden Partei angehörende Großgrundbesitzer benutzten die Gelegenheit, ihre minderwertigen Ländereien der Provinz für schweres Geld zu verkaufen. Das Haupt der Partei, welches geziemenderweise auch das Hauptopfer zum Heile der Provinz brachte und sich vom Erbe feiner Väter trennte, erhielt dafür von dem dankbaren Volke den Ehrennamen „Russenvater“, welche Zierde ihm bis zu seinem Ende bleiben wird.

Obgleich die Deutschrussen die vorherige Prüfung und Auswahl des Landes sich vorbehalten hatten, wurde ihnen doch das für sie bestimmte in die Hände gespielt. Gefiel bei der Besichtigung ein Kamp nicht, so hieß es bei den Brasilianern bereitwillig: „Gut! Sehen wir uns einen anderen an!“ Man ritt weiter, durch ein Gebüsch, einen Wald oder um den Berg herum und zeigte einen „anderen“ Kamp.

Eine klare Übersicht ließ sich bei der hügeligen Beschaffenheit des Bodens nicht gewinnen. Dasselbe Land wurde so oft von einer anderen Seite gezeigt, bis die Kolonisten endlich einwilligten, „dieses“ Feld zu behalten. Dabei blieb es denn.

Trotz alledem konnten, die Leute zufrieden sein. Das Land war ihnen reichlich zugemessen, eine geringe Entschädigung brauchte erst viel später gezahlt zu werden. Bei einiger Arbeit hätten sie ein ganz erträgliches Leben führen können. Allein wie sie merkten, daß der Boden etwas mehr Arbeit erforderte, zumal in ersten Jahren, als die russische Steppe, wurden sie mutlos. Zu der schweren, sauren Arbeit, welche andere Kolonisten in weit größerer Hitze leisten, waren sie nicht erzogen noch geschaffen. Daher kehrte die Hälfte der Viertausend nach Jahresfrist wieder zurück, zu den Fleischtöpfen Ägyptens. Ihr Landanteil fiel stillschweigend an die Zurückgebliebenen, die sich meist dem Fuhrwesen zuwandten. In diesem Berufe waren sie ehrlich und zuverlässig.

Für den beständig unter ihnen wohnenden Geistlichen mag es vieler Geduld und Selbstverleugnung bedürfen. Bei allen ihren guten Eigenschaften können sie durch ihren Eigensinn und ihre um hundert Jahre zurückliegenden Anschauungen einem Menschen das Leben sauer machen. Der böse Branntwein, den sie als einziges geistiges Getränk kennen, richtet stellenweise Schaden an. Auch bei mäßigen Leuten scheint sein regelmäßiger Genuß zu den Bedürfnissen des Lebens zu gehören. Licht und Schatten treten in ihrem Wesen gleich scharf hervor, und darum werden leicht ungerechte und schiefe Vorteile Über sie gefällt. Hier sei es vorläufig genug darüber.

Die Kolonie ist erreicht, und wir reiten in die breite Dorfstraße ein. Sie ist zum Teil noch mit Gras bewachsen, aber glatt und eben und zur Feier des Tages gekehrt. Auf unser Kommen ist man vorbereitet, denn die Männer, welche fahren, müssen Bescheid haben, damit sie sich einrichten. Links und rechts vom Wege stehen in Zwischenräumen von zehn bis zwanzig Schritten die Wohnhäuser. Gleich den Stallungen sind sie klein, niedrig und einstöckig, aus Brettern gezimmert und mit Schindeln gedeckt. Glasfenster wechseln mit einfachen, sie ersehenden Holzläden. Das Helle Holz der Pinheire ist durch Regen und Sonne schmutzig grau geworden. Orangen-, Pfirsich- und Ameischabäume (japanische Pflaumen) machen das Gesamtbild etwas freundlicher. Auf der Straße spielten Kinder, Erwachsene stehen vor der Tür und grüßen. „Der Pastor ist angekommen!“ Diese Kunde fliegt von Haus zu Haus.

Meine Herberge finde ich bei dem Haupte der Kolonie, einem würdigen Greise, der uns treuherzig und mit der Würde eines Erzvaters empfängt. Außer der bejahrten Ehefrau wohnt noch der vierzigjährige Sohn mit seiner Frau und einer Schar von Kindern in demselben Hause. Dir Herrschaft nimmt unbestritten der siebzigjährige Großvater für sich in Anspruch. Der verheiratete Sohn wird von ihm der „Junge“ genannt und darf in seiner Gegenwart nicht reden. Während mein Kamerad mit den Pferden abzieht, mache ich mir es bequem. Meinen „Kaftan“, wie der Großvater den Regenmantel nennt, muß ich an den Nagel hängen, die Stiefel ausziehen und dafür Holzpantoffeln eintauschen.

Die Ereignisse des kommenden Tages, des Sonn- und Feiertages, obwohl er meist ein Wochentag ist, werden in der Regel am Abend vorher besprochen. Kinder find zu taufen und zu konfirmieren. Mitunter ist auch ein Paar zu trauen. Das Abendmahl wird regelmäßig gefeiert.

Einen Lehrer habe ich auf der ersten Kolonie nie angetroffen. Bisweilen hat sie auf Wochen oder Monate einen gehabt. Der „Junge“ nimmt sich manchmal der Kinder an, da er ein kleines Geschäft hat und deshalb viel zu Haufe ist. Er liest auch des Sonntags eine Predigt in der Kirche vor und leitet den Gottesdienst. Denn falls auch die fünf Kolonien einen Geistlichen haben, kann jede einzelne Kolonie noch nicht zehnmal jährlich von ihm besucht werden. Zum Vorlesen dienen die Predigten von Ludwig Harms, welche, obschon manchmal urkräftig, den Leuten doch noch eher zu sanft sind. Diese lobenswerte Sitte, Sonntags sich in der Kirche zu versammeln und einen lesen zu lassen, besteht auf allen Kolonien der Deutschrussen. Ist ein Lehrer da, so gehört das Lesen zu seinen Amtspflichten. Die Unterweisung der Jugend ist nach dem Gesagten sehr mangelhaft. Die Konfirmanden lernen wenig mehr als den Lutherischen Katechismus und einige biblische Geschichten. Eine öffentliche Prüfung fand daher nie statt. Abends oder morgens kamen die Kinder zu einer kleinen Unterredung in die Herberge.

Der Abend bricht herein. Während der Großvater sich immer früh zurückzieht, mache ich noch einige Schritte ins Freie, um die Abendlust zu genießen. Die Sonne ist untergegangen. Frische, reine Lust erquickt nach der Hitze des Tages. Aus den Tiefen steigt der Nebel und lagert sich in weißen Schichten zwischen den Hügeln. Am Himmel funkeln die ersten Sterne. Kein Laut unterbricht die tiefe Stille. Durch die feiernde Seele klingen Claudius' Worte:

Wie ist die Welt so stille  
Und in der Dämmerung Hülle  
So traulich und so hold! —

Zurückgekehrt, bleibt mir nichts anderes übrig, als mich bald zur Ruhe zu begeben, obgleich es noch nicht neun geschlagen hat.

Auf meiner ersten Reise wartete meiner beim Betreten des Schlafzimmers eine eigene Überraschung. In einer Ecke des großen Raumes lagen auf Stroh und Decken drei kleine Knaben des „Jungen“ und schliefen so schön und friedlich wie nur Kinder schlafen können. An der andern Seite des Zimmers standen zwei Bettstellen. In der einen schlummerte die Großmutter, in der zweiten lag der Großvater und rauchte in aller Gemütsruhe ein kurzes Pfeifchen. Das war seine Gewohnheit, wie ich später erfuhr. Auf meine Frage: „Tun Sie das immer?“, antwortete er: „Ich kann's auch lassen“, und legte sein geliebtes Pfeifchen beiseite. Für meinen Kameraden und mich stand je ein sauberes Bett mit Stroh und dicken Federbetten bereit.

Am folgenden Morgen um 9 Uhr beginnt der Gottesdienst. Mein Wirt begleitet mich zur Kirche. Unter dem Ausdruck Kirche darf sich der Leser nicht zuviel vorstellen. Sie ist, wie die Wohnhäuser, aus rohen Brettern gezimmert und mit Schindeln gedeckt. An Stelle der Fenster sind hölzerne Läden. Ein hölzernes Kreuz ziert das Dach. Türme, Glocken, Orgeln sind nirgends vorhanden. Das Innere erinnert

schon eher an die heilige Bestimmung. Wohl sind die Holzwände roh und ohne Farbe, auch sieht man über sich das niedrige Dach, aber zur Rechten und zur Linken stehen bequeme Kirchenbänke. Im Hintergrunde befindet sich ein erhöhtes Pult. Ein kleiner Tisch davor vertritt den Altar. Er ist mit einem weißen Tuche bedeckt. Darauf stehen zwei Leuchter, zwischen ihnen ein Kreuz. Für die Feier des Abendmahls kommen noch die heiligen Gefäße hinzu.

Bei meinem Eintreten ist die Gemeinde vollzählig versammelt. Ohne Not bleibt niemand zu Hause. Ist doch ein solcher Tag ein Lichtpunkt und ein Freudenfest für die Kolonie. Die beiden Male, welche ich Gottesdienst hielt, war ein Jahr lang kein Pastor dagewesen. Die Frauen erscheinen in dunklen Kleidern mit dunklen kattanen Kopftüchern, die Männer in hohen geschmierten Stiefeln, langen, dunklen, bis an die Knie gehenden Röcken, das lange Haar in der Mitte gescheitelt. Der bei wirklichen russischen Bauern zu beobachtende Bart fehlt durchweg.

Der Gottesdienst nimmt seinen Anfang. Kräftig und scharf wie Posaunenton klingen die Stimmen der etwa fünfzig Männer und Jünglinge. Ebenso voll, die rauhen Männerstimmen ergänzend, treten die Stimmen der Frauen und Jungfrauen hinzu. Jede Zeile endet mit einem wunderlichen, klagenden Schnörkel. Als ich das erste Mal diesen Gesang hörte, ging er mir durch Mark und Bein. Die Orgel wird hier nicht vermisst. Man wäre beinahe geneigt, Krummachers Ansicht beizupflichten: „Die Orgel ist ein herrliches Instrument, aber der Gesang einer frommen und wohlgestimmten Christengemeinde wird dadurch nicht erhoben, sondern geschwächt!“

Die Predigt über das Evangelium vom letzten Sonntage findet aufmerksame Hörer. Wie ich später erfahre, ist die Behandlung der Evangelien den Leuten am meisten erwünscht. An die Predigt schließt sich die Konfirmation. Es folgt die Feier des Abendmahls, an welcher die Neukonfirmierten sowie alle Erwachsenen und Konfirmierten ausnahmslos teilnehmen. Zuletzt kommen die Taufen, denen die ganze Gemeinde beiwohnt.

Während dieser Gang des Gottesdienstes auf jeder Kolonie derselbe ist, kamen bisweilen auch noch Trauungen hinzu, welche entweder zu allerletzt im Beisein der Gemeinde oder auch nachmittags stattfanden. Es mag hier gleich vorneweg berichtet werden, daß, wie auf dieser, so auf den anderen Kolonien kirchlicher Eifer, Aufmerksamkeit, Andacht und Würde in den Gottesdiensten sich wohlthuend bemerkbar machten.

Beinahe drei Stunden dauert die ganze Feier, von der Predigt bis zur letzten Taufe. Die Stimme braucht zwar in dem kleinen Raume nicht angestrengt zu werden, aber man merkt es doch, daß man sich in einem Vretterhause und nicht in einem kühleren, steinernen Gebäude befindet.